Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 11

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634989

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 11 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 13. März 1937

Kleines Glück

Sie geht in aller Frühe,
Noch eh' die Dämm'rung schwand,
Den Weg zur Tagesmühle
Im ärmlichen Gewand.

Die dunklen Nebel feuchten
Noch in der Straße dicht,
Sonst sähe man beleuchten
Ein Lächeln ihr Gesicht.

Die Götter mögen wissen,
Warum sie heimlich lacht —
Es weiß es nur das Kissen,
Was ihr geträumt heut nacht.

Hermann Lingg.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

II

„Was der Daus", rief der Herr Pfarrer, als er die Blumen sah. „Was sind das für schöne Rosen. Wer hat Ihnen denn die gebracht?"

„Nicht gebracht, geschickt", sagte Jorinde. „Vom Herrn Zumbrunn."

„So, so, vom Herrn Zumbrunn. Nun, Rosen sind ja herrliche Blumen." Nach dieser Anerkennung einer unbestrittenen Tatsache schwieg er.

Am nächsten Morgen stand in der „Breitenbacher Zeitung" eine Besprechung von Jorinde Steffens Erzählerabend, mit der sie wohl zufrieden sein konnte. Nachmittags kam ein Telegramm, das Fräulein Steffen ersuchte, den Breitenbacher Abend wiederholen zu wollen in Langensee, einem Dorf, das gleich vielen in der Schweiz den Namen Stadt verdient hätte. Leider sei der Kasinosaal erst in acht Tagen zu mieten. Honorar: Hundert Franken. Das Telegramm erregte Aufsehen im Pfarrhaus. Anna-Maria bat sogleich, daß Jo doch annehmen möge und die Woche bis zum vorgesehenen Abend bei ihr zu verbringen. Die Langenseer seien Leute, die dankbar jeden Vortrag begrüßten und es den Erzähler auch merken ließen. Jorinde sagte gerne zu, und meldete den Glücksvorgang sogleich ihren Eltern, denn ohne Claudias und Perkeos Glückwunsch hätte sie sich nicht so richtig freuen können. Ohnehin schien es ihr, es gehe ihr nur zu gut. Sie rief sich die geschichtlichen Allzuglücklichen ins Gedächtnis zurück: den Polykrates zuerst, dieses klassische Beispiel unerhörter Glücksfälle. Dann den Gold-Midas, den sein eigener Ueberfluß erstickte. Napoleon, mit dem beispiellosen Erfolg, und der armseligen Insel Elba. Die Helden der Revolution, die, kaum auf der Höhe der erstrebten Macht, schon wieder selbst zu erleiden hatten, was ihre Opfer gelitten. Und viele andere fielen ihr ein. Ich muß irgendwie ein Opfer bringen, sagte sich Jorinde. Etwas muß geschehen, sonst passiert ein Unglück, am Ende stirbt mir noch Mama. Der Hans im Glück, über den man so lacht, und denkt, er sei ein Dummkopf gewesen, hat es ganz gut gemacht. Wer verträgt denn einen Klotz von Gold? So hat er umgetauscht und umgetauscht, bis er nichts mehr behielt als sein fröhliches Herz und seine zufriedene Seele. Aber was soll ich wegschenken? Doch nicht etwa den Rosenstrauß? Der macht doch keinen Menschen glücklich ... halt, hör mal, Jorinde, du spielst vor dir selbst Komödie! Du weißt ganz gut, daß du gerade den Strauß durchaus nicht verschenken willst. Sei ehrlich. Gestehe es dir ein. Das tat Jorinde. Gut, dachte sie. Also will ich mir's eingestehen. Aber es ist geradezu abscheulich von meinem Gewissen, mir jede Freude zu verderben. Vielleicht ist es aber gar nicht mein Gewissen, vielleicht ist es einfach Aberglaube? Ach, das ist ein guter Gedanke. Na-

türlich, reiner, ganz gewöhnlicher Aberglaube ist das. Und um dieses dummen Gefühls willen wollte ich meine schönen Blumen hergeben? Nein, ich tu's nicht. Geht es mir gut, so geht's mir gut und ich will mich freuen. Geht's mir schlecht, so ist immer noch Zeit zum Heulen. Sie bat Anna-Maria um ein Gefäß, irgendeine Vase oder ein Glas, um ihre Rosen in ihr Zimmer mitnehmen zu können, und wählte unter den ungefähr fünfzig Schalen die allerschönste aus: Eine Vase aus dunkelgrünem Kristall, fein geschliffen und von schöner Form. Die stellte sie in ihrem weißen Zimmer auf den Tisch und stellte die Karte des Wanderers gegen das Glas. Dann schlief sie glücklich ein, und ohne Hintergedanken um des Allzuschönen willen, das ihr heute beschert worden war. —

Am Morgen, die Sonne brannte schon heiß auf die roten Dächer, wachte sie auf, und schon wieder meldete sich eine Freude. Die Skifreunde schrieben, daß sie nächsten Mittwoch, also morgen, Jorinde auf einer Fußtour besuchen würden und einen ganzen Tag mit ihr wandern möchten. Sie würden früh — früh — eintreffen und gleich weiterziehen. Jorinde möge sich bereithalten. Jo klatschte vor Freude in die Hände. Anna-Maria und der Herr Pfarrer schlugen sofort vor, ein paar der Skifreunde im Pfarrhaus unterzubringen, aber Jo gedachte der Mahnung ihrer Mutter, niemandem zur Last zu fallen, ganz besonders nicht Leuten von aufopfernder Natur, denn die würden nur allzuoft ausgenützt und mißbraucht. Also schlug Jorinde vor, daß sie im Schwanen übernachten wolle, um gleich am Morgen früh mit den Kameraden weitergehen zu können. Und auch die zweite Nacht wolle sie dort bleiben, denn sie kenne den Skandal und die Unruhe, die sie alle bis spät in die Nacht hinein zu machen gewohnt seien. Anna-Maria ergab sich darein, nicht das ganze Haus auf den Kopf stellen zu dürfen, und küßte ihre junge Besucherin beim Abschied herzlich.

„Ich wünsche Ihnen viel Freude mit Ihren jungen Freunden", sagte sie herzlich. Es schien Jo, als habe ihre Stimme ein wenig traurig geklungen. Erst jetzt fiel ihr ein, daß die Anna-Maria doch ein recht langweiliges Leben führen müsse, mit dem so viel älteren Bruder, mit der Pflicht, dem Dorf ein ewiges Beispiel zu sein, eine Hilfe vielen Kranken, ein Trost den Armen. Ja, wo blieb denn für Anna-Maria die Freude? Wo blieb das Sorglose? Das Uebermütige und das über alle Begriffe Herrliche, das keinen Namen hat und eben die Jugend ist? Freilich, das wußte Jorinde, allen jungen Menschen scheint die Sonne nicht. Aber leiden sie, so leben sie doch. Jorinde war selbst noch jung genug, um unter Leben nur Glück und Freude zu verstehen. Sie dachte weiter über Anna-Maria nach. Darum sieht sie auch so halb alt und halb jung aus. Aber jung oder alt, lieb muß man sie haben. Gewiß gibt es keinen Menschen, der Anna-Maria nicht lieb hat. Eigentlich ist das auch schön. Und hochgeachtet wird sie auch. Da kann ich mich noch lang darum mühen. Was könnte ich ihr wohl zuliebe tun? Siehst du nun, wie du bist, schalt sie sich. Hättest du ihr nicht die Rosen schenken können? Das wäre kein Opfer gewesen, das man unbekannten Göttern darbringt, um dummer Vorurteile wegen. Das wäre einfach eine Freundlichkeit gewesen, einem lieben Wesen gegenüber. Siehst du nun Jorinde Steffen, wie dir das Nette erst hinterher einfällt? Ich hab's dir schon oft gesagt. Jetzt ist's natürlich zu spät. Die Rosen sind doch nicht mehr ganz frisch. So darf man sie nicht verschenken.

Die Rosen waren aber noch wunderschön, denn nachts standen sie in Dunkel und Kühle, nur daß Jungfer Jorinde den Kopf vor ihrem befehlenden Gefühl in den Sand steckte. Denn die Rosen, die wollte sie durchaus behalten.

Jorinde bekommt Besuch

Jo schlief noch tief. Plötzlich fuhr sie in die Höhe. Unten auf der Straße lärmten junge Stimmen, tiefe, helle dunkle, klingende, und solche, die von hoch zu tief schwankten und zum Lachen herausforderten. Die Stimmen kenne ich doch, dachte Jo freudestrahlend, und wurde ganz wach. Das ist doch unser Aeltester, und ist Mays Stimme! Sie war dunkelrot und sprang aus dem Bett, sauste durch die große Stube zum Fenster, und schrie hinter den Fensterladen:

„Ich komme, ich komme!"

„Jo, guten Tag! Jo, wir kommen! Jo, wir sind da!" Und schon raste es die Treppe hinauf. Jo hatte kaum Zeit ins Bett zu springen, und „herein" zu schreien, als schon die Schar hereinpolterte, im Nu das Zimmer sich füllte und ein großes Begrüßen, Trampeln und Freudengeschrei der Jungen, und eine Art kreischender Begrüßung von May und Andrea und Susy eröffnet wurde. Die Jungens warfen ihre Rucksäcke auf Stuhl und Tisch, und niemand kam zu Wort.

„Wir machen dir einen Besuch", sagte endlich der Aelteste, der, wie es Jo schien, in der kurzen Zeit sehr gewachsen war und an Würde zugenommen hatte. „Das heißt, daß wir bei dir zu Gast sein wollen."

„Ich verstehe schon", sagte Jo. „Obgleich ich euch nicht eingeladen habe. Aber trotzdem. Ich lade euch ein zu übernachten und zu frühstücken, und den Rest müßt ihr selbst bezahlen. May, sag ehrlich, ob ihr das nicht könnt?"

„Natürlich können wir. Wir haben Geld genug, aber die Jungen ..."

„Aber wir wollen zuerst noch in der Stadt landen und Kinos und Theater — ach, die sind ja geschlossen — besuchen, und darum sparen wir in der Zeit, um in ..."

„Kenn' ich, kenn' ich. Habt ihr schon gefrühstückt?"

„Komische Frage, des Morgens um halb acht. Um fünf sind wir daheim fort. Wir haben also nichts dagegen: Frühstück mit Bauernbrot ..."

„Und Honig und goldgelbe Butter ..."

„Und Haus-Eingemachtes, und Rahm, und Kaffee, wie sie nur im Schwanen machen ..."

„Und Forellen zum Mittagessen ..."

„Jetzt hört aber alles auf", rief Jo. Forellen? Schämt euch doch! Ihr wollt Leute werden und denkt nur an Essen und Trinken. Und Forellen kosten viel ..."

„Und dein eigener Vater hat uns Geld dazu gegeben", johlten die Jungen, „damit wir einmal Forellen essen können. Gelt, jetzt schweigst du?"

„Du bist ein Verschwender von altersher, sagt Mama immer zu Papa. Aber da seht ihr wieder, was für ein herrlicher Mensch er ist. Forellen, einer solchen Bande! Und jetzt alle hinaus, ich will mich fertigmachen. May bleibt da und hilft mir."

„Einen reizenden Kimono hast du, das muß man sagen", meinte Susy ehe sie ging, ein wenig neidisch.

„Hat mir Mama gestickt. Extra für mich."

„Und verwöhnt bist du gar nicht, gelt?" höhnte der Aelteste. „Sag Jo, dürfen wir vielleicht nachher deine Landstraßenabenteuer erfahren? Es wäre uns eine Ehre."

„Ihr dürft", sagte Jo. „Aber wundert euch nicht, wenn ihr mich um Jahre gereift findet." Ein Geschrei erhob sich, und ein Hohngelächter. Andrea drückte Jo in die Kissen, Jo schrie und hieb um sich, und die Jungens liefen hinaus, um das Frühstück zu bestellen, denn, sagten sie, das Nagen des Hungers sei nicht mehr ertragbar. Andrea und Sus rannten hintendrein. Während Jo sich ankleidete, saß May am Fenster und sah hinaus. Sie, die so mutwillig gewesen, seufzte.



Wilh. Balmer — Im Zimmer

„Was ist los?" fragte Jo.

„Jorinde, ich bin sehr unglücklich."

„Dummes Zeug", sagte Jo verächtlich. „Du kannst gar nicht unglücklich sein, du hast zu viel Fleisch an dir." May war empört. Sie stand auf und ging mit Würde durch das Zimmer. Der Fußboden war durchquert von großen, dunklen Streifen, wie die Landhäuser sie aufweisen, May bemühte sich, nur da aufzutreten, wo die Streifen sich kreuzten.

„Eins, das unglücklich ist, kann nicht so hüpfen wie du", sagte Jo. „Das schleicht. Das geht auf den Zehen ..."

„Was weißt du davon. Erstens bin ich natürlich nicht immer unglücklich, sondern manchmal sehr glücklich. Und zweitens versteht ein Mädchen, das sich sein Brot selbst verdienen will, nichts von Liebe, und kann nicht von Liebe leiden. Uebrigens, ich bin wirklich unglücklich."

„May, jetzt bist du aber lächerlich. Spiele nicht die Julia."

„Jo, mich kann nichts beleidigen. Mit mir springt das Schicksal zu hart um. Wenn du alles erfährst, wirst du mich bedauern und mir helfen." May weinte.

„Ernst oder Spaß?"

„Ernst. Und heute abend, wenn alle schlafen, wirst du vernehmen, was mir geschehen ist, und mit mir trauern."

„Weißt du, May, so Courths-Malerisch brauchst du aber nicht zu reden, trotzdem du verliebt und unglücklich bist." „Wirst du alles vernehmen" und ... kurz, albern. Sag doch einfach: Erzähle ich dir alles."

„Ja, alles. Und du wirst mir helfen. Jo, du wirst mir helfen, gelt?"

„Wenn Liebe so albern macht ... ‚trauern' ... wir sind doch keine ..." Da donnerte es an die Türe und einer der Kameraden stürzte herein, und holte die jungen Damen zum Frühstück.

Draußen vor dem Haus, im Garten, dicht vor der Wand mit japanischen Röslein, innen gelb und außen rot, war gedeckt. Ueber den ganzen Tisch waren sie gestreut, und in einem dicken, goldfarbenen, irdenen Topf stand ein mächtiger Busch von den herzigen Fremdlingen. Auch sonst fehlte wahrlich nichts. Außer den gewünschten Leckereien stand eine Platte Schinken da, rosenrot und herzerquickend; Gebäck, das frisch aus dem Butterbad gestiegen, und Brot, das noch nach frischer, Erde, der Tenne und der Mühle duftete. Erst gingen die Augen im Kreise herum, stumm, wie die von Zappelphilipps Mutter, dann aber erhob sich ein Hin- und Herschieben, Klappern, Schneiden, Essen und dazu ein lustiges, junges Geplauder, das anschwoll und nur von allzu großen Bissen gehemmt und gedämpft wurde. Unter der Haustüre stand die Wirtin, hielt die dicken Arme auf die Hüfte gestemmt und lachte.

„Nehmt", rief sie, „nehmt. Eßt! Es ist genug da, und bezahlen müßt ihr es ja doch." Das war ein Wort, und sie ließen es sich gesagt sein. Eine Schinkenplatte verschwand und kam gefüllt wieder, eine zweite, eine dritte. Die Wirtin fragte endlich, wie lang sie denn unterwegs seien? Und seit wann sie nichts gegessen hätten? Als der erste Hunger gestillt war, sollte Jo erzählen. Das könne man nicht so ohne weiteres, behaupete sie. Beim Essen höre doch niemand richtig zu.

„Keine Ausflüchte. Hast du Abenteuer gehabt, oder nicht?"

„Ich habe ein Abenteuer gehabt, wie es euch im Leben nicht passieren wird."

„Nicht aufschneiden, bitte."

„Aufschneiden? Kennt ihr das an mir? Also, ich hatte eine Begegnung mit einem Bären."

„Einem ausgestopften", lachte Andrea.

„Mit einem Bären, sage ich. Keine zwei Meter war er von mir weg. Ich saß und zitterte vor Angst."

„Jo, lüg nicht. Das geht wirklich nicht, so aufschneiden. Glaubt dir kein Mensch."

„Gut, ich werde erzählen." Und Jo erzählte. Sie sprach gut und in den Augen ihrer Zuhörer spiegelte sich die Angst, die sie ausgestanden. Ein gewichtiges Aufatmen begleitete die Lösung des Ereignisses.

„Zahm oder nicht, ein solches Rendezvous mit einem Bären ist nicht gewöhnlich", meinte Martin.

„Auf Ehre, Jo, hast du die Kette nicht klirren hören?"

„Auf Ehre, nein. Erst als er die Leiter hinanstieg, hörte

ich es. Aber ich wußte ja nicht, wie weit sie reichen würde. Er hätte mich doch mit seinen gräßlichen Nägeln ... Tatzen ... packen und zerreißen können. Und überhaupt ..."

„Und sonst? Gingst du immer auf der Landstraße? Hast du keine neuen Menschen kennengelernt? Keine Herren?" fragte Andrea.

„Doch. Ueberall, wo ich erzählte, den Lehrer."

„Niemand sonst?"

„Doch, im Schwanen, wo ich übernachtete, wurde getanzt. Da war ein Herr Zumbrunn."

„Und?"

„Was und?" Jo machte drohende Augen, und die Fragerin schwieg.

„War dieser Herr Zumbrunn angenehm?"

„Oh ja. er tanzte gut. Er war auch sehr höflich. Je nachdem kann man sich gut mit ihm unterhalten."

„Und?"

„Ach, mit euern dummen Fragen."

„Du bist unterwegs, um dein Brot zu verdienen. Du lernst Mensch und Dörfer und Straßen kennen, also erzähle." Und Jo erzählte weiter. Alles was ihr aufgefallen, alles, was ihr mißfallen und gefallen hatte. Die jungen Freunde konnten sich ein Bild von ihrem Erzähler-Leben machen, wenn sie wollten.

Von allen und allem erzählte Jo, aber kein Wort von ihrem Landstraßenkameraden, dem, der ihr dort so viel besser gefallen als im Tanzsaal.

„Und jetzt bekenne, wie es dir mit dem Geldverdienen gegangen ist", rief plötzlich der Aelteste. „Um uns das zu lehren, hast du ja Heimat und Vaterland im Stich gelassen ..."

„Du brauchst nicht zu spotten. Ich bin bis jetzt gut ausgekommen mit meinem Verdienten."

„He ja, wenn man überall eingeladen ist und immer zu essen bekommt, und zu Fuß geht, und ..."

„Aber manchen Tag habe ich Essen und Schlafen selbst bezahlen müssen, wenn zwischen den Abenden Pausen waren. Und wieviel denkt ihr, bekomme ich für meine Erzählungen — nur so allgemein gerechnet?"

„Wieviel wird's sein? In Dorfklassen sind vierzig bis fünfzig Kinder, das Kind zu fünfzig Centimes, macht also im Abend fünfundzwanzig Franken, den Lehrer nicht gerechnet."

„So. Am ersten Abend waren dreißig Kinder in der Klasse, das heißt fünf kamen nicht, weil ihre Eltern für Firlefanz kein Geld ausgaben. Fünf waren so arm, daß sie nicht bezahlen konnten, blieben zwanzig. Jedes zahlte zwanzig Centimes, das ergab die Summe von vier Franken. So war das."

„Vier Franken? Zigaretten, Laurens orange, einen Franken, blieb drei Franken Benefize. Eingeladen warst du hoffentlich?"

„Jawohl, und bei sehr netten Leuten. Am zweiten Abend waren es sechs Franken."

„Und gestern?"

„Gestern? Das war ein Erwachsenen-Vortrag."

„Ein Erwachsenen-Vortrag? Was meinst du eigentlich damit?"

„Ich meine nicht ein Erzählertag, sondern ein Vortrag für Leute, die schon etwas sind."

„Hör einmal", begann Martin, „willst du uns eigentlich beleidigen? Wir wissen schon jetzt, was wir später sein werden."

„Ich denke gar nicht daran, euch zu beleidigen. Aber es ist eine Ehre für mich, wenn Erwachsene mir zuhören wollen, und ihr sollt Hochachtung vor mir bekommen: Sie hatten die Besprechungen gelesen, und hätten Lust bekommen. Ich erzählte Märchen aus China, Südafrika, Norwegen ... Und hundert Franken habe ich verdient."

„Was, und da bezahlst du uns nicht das Mittagessen?" schrie der Aelteste. „Das ist ja Geiz, ganz unverschämter und unverhüllter Geiz ..."

„Nein. Aber ich will Geld verdienen und nicht Geld vergeuden ... Ich weiß nicht, was noch kommt. Ich will mich vor euch allen nicht blamieren, und zu Papa habe ich gesagt: Ich werde aus dem leben, was ich verdiene. Begreifst du denn nicht, Aeltester, daß ich da aufpassen muß? Vor Papa ... wißt ihr, er soll auch Respekt vor mir haben."

„Schön. Gut, wir wollen's gelten lassen. Aber Zigaretten könntest du uns spenden. Wir haben keine mehr."

„Gut. Fünf Schachteln."

„Hurra, bravo, Jo soll leben", und sie stießen mit den Kaffeetassen an.

„Und wie war dir sonst beim Geldverdienen?"

„Es machte mich zufrieden, und es machte mir Kummer, wenn ich wenig einnahm. Und ich bin in der Nacht aufgewacht und habe gedacht, was ich machen würde, wenn mir einmal das Geld ausginge. Wie man es sich verschafft, wenn man keines hat, und niemand einem etwas gibt, das weiß ich nicht. Ich dachte: Ach, ich werde ja sehen. Und ich hatte alle die Zeit ein gutes Gefühl, so wie man im Winter einen Mantel anzieht, wenn's kalt ist. Und ein wenig stolz war ich auch."

„Jo, wenn aber jemand wirklich Geld verdienen muß, nicht wie du, um deine Kräfte zu prüfen, und dir einen Charakter anzuschaffen, sondern weil er sonst hungert, oder, wenn sogar die Kinder hungern, was tut man da?"

Keiner antwortete.

„Ich glaube, man kann sich das nicht vorher ausdenken, wenn die Not da ist, fällt einem auch etwas ein."

„Im Einzelfall, ja. Aber die, denen alle Möglichkeiten fehlen? Die Armen."

„Ich bin arm", sagte Stefan. „Mir wird niemand helfen. Ich habe keine Verwandten. Meine Eltern können mich nicht unterstützen."

„So hast du uns. Lebst unter uns und hast dieselben Bekannten wie wir, und tust dich bei den Lehrern hervor — dir wird's nicht fehlen."

„Also, die Armen?" fragte der Aelteste wieder.

„Die machen Revolution und hoffen, daß ihnen dadurch geholfen werde."

„Das sieht man ja, wie!" Es wurde still; die Frage des Geldverdienens wurde fallen gelassen. Die Honigschnitten schmeckten trotzdem, und der Schinken verschwand.

„Das ist aber gewiß", sagte wiederum der Aelteste. „Wer etwas kann, und noch mehr, wer etwas besser kann als die andern, hat immer Erfolg. Und hat er Unglück, kann er sich herausrappeln. Also: etwas Notwendiges lernen, und mehr als eigentlich notwendig ist."

„Das sind langweilige Gespräche", sagte May. „Das höre ich daheim alles auch. Aber daheim sagen sie: Einen reichen Mann heiraten, oder eine reiche Frau. Gute Bekanntschaften haben, und sie zu nützen wissen, und sehen, daß man nirgend Anstoß erregt. Das ist die Leiter zum Erfolg, sagt Papa. und Mama sagt: Lerne gut haushalten, dann kannst du bald heiraten." May lachte laut. Zu laut, für das, was sie gesagt, zu grell. „So reden meine Eltern. Aber ich rede anders."

„Ach du! Sei froh, daß du vom Leben noch nichts weißt. Dir würde es schön ergehen in der Welt draußen."

„Essen, essen", hörte man die behaglich fette Stimme der Schwanenwirtin. „Junge Gänse muß man füttern und junge Hunde auch."

„Hoch die Frau Wirtin", schrie der Chor. Und: Hoch soll sie leben ..." schallte es weit in die Dorfstraße hinaus.

Es wurde ein köstlicher Tag. Er enthielt alles, was zwölf fröhliche Stunden enthalten sollen, können und dürfen. Fahrt an frischer Luft, kurze Schiffahrt auf dem See, wobei Goethes gedacht wurde mit seinem „Wir sind jung, das ist schön." Forellen-Essen, ein Vier-Uhr mit Strübli, Gesang, Tanz, Streit und Versöhnung, Aufflackern von Verliebtheit, gebändigt durch scharfe, beobachtende Augen und natürliche Scheu der allzu jungen, und enthielt das schöne, wärmende Feuer herzlicher Kameradschaft zwischen Mädchen und Jungen.

Jo hatte das seltsame Gefühl, älter geworden zu sein als ihre Freunde, oder gar ihre Freundinnen. Ihr war, als sei sie mehr Zuschauerin als Mitspielende geworden, trotzdem sie fröhlich, oft übermütig war. Etwas ist anders geworden, dachte sie, verwarf aber den Gedanken als albern, um der kurzen Zeit willen, die ihre sorglose Unbefangenheit der Welt und den Menschen gegenüber vom ernsten Erkennen des Leidens auf Erden trennte. Sie wehrte sich gegen ihre Betrachtungen, die an einem Ausflugstag nicht am Platze waren. Eines aber blieb: Mays Augen, die sie den Tag über, teils überrascht durch ihr aufgeregtes Aufblitzen, teils besorgt gemacht hatten durch einen Ausdruck der Unruhe und Unsicherheit. Die Augen sahen nicht, was sie sahen. May hörte nicht, was sie hörte, sie war abwesend. Was sie wohl haben mochte, dachte Jo. Sie ist übermütig und schweigsam, lächelt nie, lacht aber laut, lauter noch als früher, sorglos und etwas vulgär. Ob es damit zusammenhängt, daß sie unglücklich ist? Aber May und unglücklich, es ist die reine Fabel.

Fröhlich singend, vom Aeltesten mit der Handharmonika begleitet, landeten sie auf dem Platz vor dem Schwanen, und ehe noch die Haustüre aufgegangen war, tanzten sie schon herum, daß alles an die Fenster sprang. Im Gänsemarsch zogen darauf die Skifreunde in die Gaststube der Frau Wirtin, die niemals in ihrem Leben der Jugend hatte widerstehen können. Sie spendete einen leichten, weißen Hallauer, stand mit glänzenden Wänglein unter der Türe, und ihr altes, treues Kinderherz freute sich. Fortsetzung folgt.

... Soll dir Prüfung sein

Von Peter Bratschi

Was du lebst und was du tust,
Sei's in Schmerzen oder Lust,
Was dich groß macht oder klein —
Alles soll dir Prüfung sein.

Alles Weh verlorner Treue,
Aller Kämpfe Sieg und Reue,
Alles, was du magst beginnen,
Soll dir ganz zur Reife dienen.

(Aus „Fahrt Gedichte".)

Barbara Menn

In jenen sturmvollen Tagen des Jahres 1499, als Kriegsgetümmel die ostwärts gelegenen Täler Graubündens füllte und der durch die Niederlage bei der Calven ergrimmte Kaiser Maximilian von Oesterreich neue Truppen aus dem Tirol gegen das Engadin in Bewegung setzte, starb in dem hoch über dem Innfluß und den Dörfern des Unterengadins auf steiler Halde gelegenen Schleins, Giachem Jon Menn, der Mann ohne Furcht und Tadel. Unter seiner Anführung hatten die Dorfeinwohner von Schleins beim Ausbruch des Krieges unterhalb ihres Dorfes Baumstämme und Felsblöcke auf die einbrechenden Oesterreicher gewälzt und sie auf diese Weise in die Flucht geschlagen. Aber jetzt lag Giachem Jon Menn stumm und still auf dem Totenbett und schien es fast zufrieden zu sein, bei so unruhigen Zeitläuften aus dem „kleinen Himmel", wie man Schleins auf romanisch nannte (Coelin, Tschlin), in den großen, wirklichen Himmel zu kommen. Wenigstens lag ein kleines, zufriedenes Lächeln auf seinem vom Tode gezeichneten, tief zerfurchten Antlitz. Dieses letzte Lächeln versöhnte Barbara Menn, die Frau des so rasch Verstorbenen, die die ganze Nacht über bei dem Toten gewacht hatte, mit dem rauhen Zugriff des Todes, der ihr den besten Schutz im Leben genommen hatte, und sie begann, mutig dem Tag ins Auge zu schauen, was er auch Schlimmes bringen möge.

Am Vorabend waren die Freunde und Kampfesgenossen Giachem Jon Menns gekommen, um mit den Worten „A Dieu l'orma!" (Gott die Seele!) der Frau das Beileid auszudrücken, und sie hatten miteinander beredet, den Toten schon am folgenden Morgen in die kühle Erde bei der Kirche St. Blasius zu betten, weil ein nahe bevorstehender Einbruch der Feinde drohte und sie den Toten nicht dem Wüten der rohen Horden Kaiser Maximilians überlassen wollten. Sie kamen am frühen Morgen wieder, legten den tapferen Giachem Menn in einen roh gezimmerten Holzsarg und trugen ihn aus dem Hause fort. Alle Männer und Frauen des Dorfes, die ja unter Giachem Jon Menn mit gemeinsamer Anstrengung die Feinde vertrieben hatten, folgten dem Sarge auf den Kirchhof am Ende des Dorfes. Die Männer trugen ihre hohen Tirolerhüte, braune Joppen und Hosen, und nicht selten hing einem sein Schwert, das Symbol des streitbaren, freien Mannes, an der Seite. Die Frauen aber mit ihren kleinen Häubchen auf den Scheiteln schritten andachtsvoll am Ende des Zuges. Nachdem sie am Grabe gebetet hatten, folgten sie dem Pfarrer und den Männern in die dunkle Kirche, um eine Predigt als Stärkung in drohender Zeit vom Pfarrer anzuhören. Das ganze Dorf war wie ausgestorben. Auch die Kinder hatten sich in die Kirche geschlichen, weil sie sich fürchteten, allein in den Häusern zu sein.

Nur Barbara Menn war allein im Hause geblieben. Sie hatte ihren Schmerz niedergerungen und sich bereit gemacht, für die Freunde ihres verstorbenen Mannes das Totenmahl zu bereiten. In großem Topfe kochten Fleisch und Gerstensuppe über dem offenen Feuer, und Barbara Menn hatte soeben begonnen, das Brot zum Mahle zu schneiden, als sie ein Getöse, das durch das offene Küchenfenster hereindrang, aufmerksam machte. Sie spähte vorsichtig durch das Fenster hinaus. — Mit Gewalt einen Schreckensschrei, der ihr in der Kehle steckte, bezwingend, schaute sie nochmals besser hin. Dort stiegen die ersten Vorzügler eines großen Trupps Oesterreicher die „via de bara", das Totenweglein, durch das die Dorfbewohner soeben ihren Mann hinaufgetragen hatten, zu ihrem Hause herab, offenbar durch den aus dem Kamin aufsteigenden Rauch angezogen. Barbara trat rasch vom Fenster zurück, eilte zum Herde und begann mit gewohnter Bewegung das Fleisch im Topfe umzurühren. Da stürzte der erste Oesterreicher herein: „Gott Strahl beieinander, Frau, kocht ihr ein Mahl für uns? Wir haben Hunger und sind vierhundert Mann!" Ein hämisches Lächeln verzerrte die Züge des Eindringlings, der von vier Nächstfolgenden in die Küche hinein gestoßen wurde. „So, vierhundert Mann seid ihr? Für ungefähr soviel habe ich diese Mahlzeit gekocht", entgegnete Barbara Menn mit ruhiger Stimme, indem sie dem Soldaten, der versucht hatte sie anzufassen, den glühendheißen Kochlöffel über die Finger und Hände schlug. „Potz Streich!" fuhr der also Gestrafte zurück. — „Für *wen* habt ihr denn gekocht, Frau", schrie ein in die Küche getretener Anführer die Frau an. „Nun, wenn ihr's wissen wollt, für die *Eidgenossen*, die noch in dieser Stunde hier anlangen sollen." Die Krieger standen wie erstarrt. Grauen und Entsetzen vor dem gräßlichen, ruhmlosen Tode unter den Streichen der Eidgenossen hatte sie erfaßt und sogleich traten sie den Rückzug aus der Küche an. Mit den Worten: „Die Eidgenossen kommen!" stürzten sie auf die vor dem Hause stehenden Kriegsknechte hinein und plötzlich wandten sich alle zur Flucht, als wären die Eidgenossen alle schon hinter ihnen.